

Der Soldatenkoch

Er hieß Hein, seine Erbsensuppe war ein Gedicht

Es muss im Kriegsjahr 1944 gewesen sein, als die Vorbereitungen für die Ardennenoffensive angelaufen waren und die deutschen Truppen sich in unserer Eifel sammelten. Überall wurde es „eng“ vor lauter Militär, auch bei uns daheim in Schlemmershof: In unserer „Stuw“ (Stube, Wohnzimmer) hatte sich eine Schreibstube eingerichtet, in der Scheune und auf dem Heuboden kampierten Soldaten einer Artillerie-Einheit und OT-Leute, die in der Hardt Schützengräben und Bunker anlegten, im Holzschuppen hatte sich eine Reparaturstaffel für Militärfahrzeuge etabliert, und auf dem Holzplatz neben dem Schuppen stand unter ein paar aufgespannten Planen eine Feldküche. Der Soldatenkoch war ein langer dünner Mensch, er hieß Hein, war aus Hamburg und wurde allgemein nur „der lange Hein“ genannt. Er wurde unser Freund und war ganz speziell mein Gönner.

Die Feldküche war kaum zwei Tage da, als auch schon unser Brennholzvorrat sichtlich zu schrumpfen begann, ganz zu schweigen von einem Zentner Briketts, der als Winterreserve im Schuppen lagerte. Die Soldaten hatten meterlange Zweimann-Motorsägen, die mächtigen Lärm verursachten. Solche Maschinen hatten wir noch nie zu Gesicht bekommen. Mit den Sägen fällten sie im Handumdrehen ganz einfach in der nahen Hardt ein paar dürre und trockene Bäume und schafften sich damit eigenes Brennmaterial, das wir fairerweise mitverstochen durften. Es war überhaupt kein Problem: Wenn nix mehr vorhanden war, wurden einfach weitere Bäume gefällt. Ob der Waldbesitzer damit einverstanden war, danach wurde nicht gefragt. Es war ja Krieg und im Krieg ist bekanntlich alles erlaubt. Uns selber allerdings ging diese eigenmächtige Brennholzversorgung dennoch irgendwie „gegen den Strich“: Das war doch Diebstahl.

Etwas problematisch war unterdessen das „Anstochen“ der mächtigen Kesselfeuerung morgens in aller Frühe. Die Soldaten standen herum, den Trinkbecher in der Hand, und warteten auf heißen Kaffee und das Frühstück. Dabei war die Stimmung nicht immer die Beste, wenn die „Gulaschkanone“ mal wieder nicht in Gang kam oder Hein wieder zu lange gepennt hatte. Das Feuer über Nacht in Gang halten funktionierte bestens, solange noch Briketts vorhanden waren. Die waren aber sehr bald alle und Hein geriet in Zugzwang. Wir fanden eine Lösung.

Feuerchen stochen, das war natürlich eine Lieblingsbeschäftigung für mich, zumal mich auch der lange Hein gerne an seinem Riesenkessel „arbeiten“ ließ. Ich schleppte ihm das Brennholz heran und durfte „stochen“ nach Herzenslust. Ab und zu wollte das Feuer nicht so recht brennen. Dann lief ich in die Hardt und sammelte dürres Geäst auf, mit dessen Hilfe die Flamme rasch wieder in Gang kam. Sehr bald hatte ich einen ansehnlichen Vorrat an Dürholz zusammen getragen und ab da hatte Hein keine Probleme mehr mit dem Anheizen. Das lohnte sich für mich, lohnte sich für uns alle.

Die Soldaten hatten sehr häufig Erbsensuppe zum Mittagessen. Die hatten wir auch oft, doch war das gegen die Soldatenspeise kaum mehr als ein schlabberiges „Wassersüppchen“, allein schon der Duft aus dem Riesenkessel und die dampfenden Kochgeschirre der Soldaten ließen Genüsse erahnen. Und dann hieß mich der lange Hein bei „Jött“ in der Küche den großen Emaille-Pott holen, und da hinein gab er mir zwei seiner mächtigen Schöpfkellen voll Erbsensuppe, duftend, dampfend, gelblich gefärbt, dickflüssig und mit zahlreichen Fleischbrocken, – das reinste Festessen für uns, wir wurden alle rundum satt. Solch schmackhafte Erbsensuppe hatten wir noch nie, die Soldaten benutzten offensichtlich ein uns nicht bekanntes intensives Suppengewürz, und Fleischeinlagen waren bei uns so gut wie unbekannt. Der Eifelbauer musste damals nicht „hungern“, üppig leben konnte er aber auch nicht.

Einer aus der Schreibstube, ich meine, es war der „Herr Unteroffizier,“ hatte mein „Essenfasen“ bei Hein beobachtet und stellte den Koch sofort zur Rede. Hein erklärte, dass ich ihm eine große Hilfe beim Heizen sei und mir also „mein Brot verdiene,“ was im Übrigen ohne Bedeutung für die Soldatenverpflegung sei. Darauf erhielt er sogar die offizielle Genehmigung, uns aus seinem Eintopf mit zu beköstigen. Ab da lebten wir herrlich und in Freuden, Hein hieß mich stets warten, bis die Soldaten abgessigt waren: Am Boden des Kessels sammelten sich immer die meisten Speck- und Fleischbrocken. Erbsensuppe gab es bei Hein durchweg zweimal in der Woche.

Hein war ein lieber Kerl, aber kein „Soldat“ im Sinne der braunen Regeln. Da war beispielsweise die Schreibstube im Haus und deren „Hengste“ musste Hein täglich mit besonderen Mittags-Delikatessen versorgen: Die einfachen Soldaten hatten Eintopf, für die Schreibstube mußten Koteletts oder ähnliche Leckereien zubereitet werden. Ähnlich ging es auch beim Frühstück oder Abendbrot zu, Hein ärgerte sich grün und gelb darüber, war aber „machtlos“ und musste tun, was von ihm verlangt wurde. In der Schreibstube duftete es morgens köstlich nach echtem Bohnenkaffee, da gab es auch Weißbrotschnitten und Marmeladenaufstrich zum Frühstück, denn dieser Dinge brauchte man sich nur nebenan in der Vorratskammer zu bedienen. Und abends hatte Hein dem Herrn „Oberfeld“ Bratkartoffeln mit Spiegelei zu servieren: „Guten Appetit, Herr Oberfeld,“ und vor sich hin gemurmelt „ersticken sollste dran.“

In bestimmten Zeitabständen wurde Fleisch angeliefert, Schweinehälften oder Rinderviertel, die zum Austrocknen in unserer Scheune aufgehängt wurden. Hier säbelte Hein die für die Hengste bestimmten Teile ab, und auch hier hieß er mich mit dem großen „Komp“ (Schüssel, Topf) kommen, wenn mit Sicherheit die Luft rein war: „Die Bonzen fressen sich den Bauch voll und ihr habt Hunger.“ Derartige Geheimrationen mußten wir allerdings im Schlafzimmer zubereiten: Die Bonzen hätten gewiss nach der Herkunft der Fleischstücke gefahndet und das wäre mit Sicherheit ins Auge gegangen. Manchmal schenkte Hein mir auch ein fertig gebratenes Kotelett, das ich dann genüsslich in meinem Versteck verzehrte. Ein solches heimliches „Büdchen“ hatte ich mir in der nahen Hardt eingerichtet.

Der lange Koch hasste die Schreibstubenbande geradezu, nach meiner Ansicht auch mit einigem Recht. Neben dem Wohnzimmer gab es einen kleinen Raum, „de Kamer“ (die Kammer) genannt, und der war als Vorratslager hergerichtet worden. Das lagerten Tausende Zigaretten, Schokoladenersatz, zahlloser Rollen „Drops“ mit Frucht- und Pfefferminzgeschmack, Regale voller Kekse und klebriger Bonbontütchen, das bereits erwähnte Weißbrot, die diversen Marmeladen... Die Soldaten erhielten morgens ihre genau abgezählte Tagesration zugeteilt, beispielsweise fünf Zigaretten. Die Schreibstubenhengste „fraßen und pafften“ den ganzen Tag über, sie kauten mit vollen Backen, hörten gar nicht auf mit Kauen, während wir Kinder mit heißen Augen zusehen mußten. Ein Einziger von ihnen, der „Herr Unteroffizier,“ schenkte uns gelegentlich verstohlen eine Kleinigkeit. Das durfte unterdessen ein anderer, ein „Herr Oberfeld,“ nicht gewahr werden, sonst gab es Gebrüll. Wenn die Soldaten mit dem „Herrn“ redeten, standen sie stramm und bellten: „Zu Befehl Herr Oberfeld.“ Ich habe mich damals immer gefragt, was ein „Oberfeld“ ist und ob es auch ein „Unterfeld“ gäbe.

Einmal waren massenweise „Frontpäckchen“ angekommen, Sonderzuteilungen für die kämpfende Truppe. Darin gab es unter anderem eine orangefarbene runde Blechdose mit dem Aufdruck „Scho-ka-kola,“ bei den Soldaten allgemein als „Fliegerschokolade“ bekannt. Diese Kola war verschimmelt und ungenießbar geworden und siehe da: Die Schreibstubenbonzen überhäufte uns Kinder aus heiterem Himmel plötzlich mit Schokolade. Heißhungrig fielen wir darüber her, aßen und aßen und hatten wenig später gewaltigen Bauchschmerzen und Durchfall. Der lange Hein alarmierte den Stabsarzt, der im Nachbarhaus kampierte. Der ku-

rierte uns innerhalb weniger Tage mit roten Pillen – und brüllte die Bonzen zusammen, die uns das verdorbene Zeug gegeben hatten.

Ich war zwar erst neun Jahre alt, aber ab dem Schoka-Erlebnis erwachte in mir auch so etwas wie „Gerechtigkeitssinn“ und „Rachegefühl.“ In der Vorratskammer gab es große Holzfässer, gefüllt mit echter Butter und reinem weißem Schmalz, bestimmt für die Feldküche draußen. Bei uns briet Jött die Bratkartoffeln mit schwarzem „Kaffee-Ersatz,“ Schmalz konnten wir mehr oder weniger nur vom „Sagenhören,“ und Butter durften wir gar nicht herstellen, die paar Liter Vollmilch unserer drei Kühe mussten „abgeliefert“ werden. Außerdem hatten sie uns das Schlagwerk vom Butterfass und die Trenntrommel der Milchzentrifuge abgenommen, damit wir nur ja nicht auf „krumme“ Gedanken kämen. Trotzdem wurde bei uns „gebüttert,“ allerdings nur in sehr bescheidenem Umfang.

Da waren nun aber die erwähnten Holzfässer in der „Kamer.“ Im Fass steckte eine massive kleine Holzkelle zum Entnehmen etwa pfundschwerer Rationen. Die Bonzen bedienten sich und schmierten die Butter fingerdick aufs Frühstücksbrot, – und ließen sich von Mam auf unserem Herd ein Hühnchen braten. Das benötigte Fett stachen sie aus dem Schmalzfass heraus. Man muss sich das vorstellen! In mir erwachten Rachegeleüste, kindlicher Art zwar, aber „fürchterlich.“ Da war der Morgenappell draußen vor dem Haus, an dem auch die Bonzen teilnehmen mussten. Die Gelegenheit nutzte ich aus und bediente mich selber analog zu den Bonzen in der verlassenen Vorratskammer. Als ich zum ersten Mal unserer Mam den Komp mit gklauter Butter und Schmalz präsentierte, schlug sie jammernd die Hände über dem Kopf zusammen. Bald aber stellte auch sie die Nützlichkeit solcher „Betriebsmittel“ für unsere Küche fest und schwieg zu meinen Raubzügen, allerdings förderte sie mein Stibitzen auch nicht, vielmehr mahnte sie: „Pass bloß auf, dass dich keiner sieht.“

Ich habe wiederholt mit dem zugehörigen Holzlöffel deftige Klumpen entnommen und zu Mam in die Küche gebracht, ich habe auch an den Schweinehälften in der Scheune Fleischstücke abgesäbelt, plan- und wahllos, wo ich gerade „drankam.“ Speck, Fleisch oder Rippen, das war egal Dabei wurde ich sogar einmal von Hein überrascht. Der hob zwar drohend den Finger, meinte im Übrigen aber, ich solle das nicht mehr tun, vielmehr ihm heimlich Bescheid sagen, er würde uns Fleisch geben. Wenn mich die Bonzen beim Klauen erwischten, würden wir alle garantiert eingesperrt.

Dass ich mich im Vorratslager auch ausgiebig der gehorteten Süßigkeiten bediente, war selbstverständlich. Ab da kauten auch meine beiden Schwestern und ich selber ständig, allerdings nur insgeheim, denn sehen durfte uns dabei niemand. Ich habe auch ein paar Päckchen grüner „Eckstein“ und roter „Overstolz“ mitgehen lassen und nebenan in der Hardt einmal das Zigarettenrauchen probiert. Es wurde mir aber sterbensübel danach und da habe ich die Glimmstengel weggeworfen.

Unter den Männern, die in unserer Scheune kampierten, waren auch etwa fünf oder sechs russische Gefangene. Ich weiß nicht, ob diese Leute – sie bauten mit der OT Schützengräben – nicht ordentlich gepflegt wurden. Sie hatten jedenfalls ständig Hunger. Der lange Hein hatte bei seiner Feldküche eine Holzkiste, in der er täglich die Brotreste und harten Kantenstücke sammelte und uns abends für unsere Stalltiere übergab. Morgens wurden die Russen aus der Scheune geführt, zufällig stand die halbvolle Kiste neben der Haustür. Einer der Männer deutete auf die Kiste und auf sich, als Mutte dazu nickte, stopfte er sich rasch ein paar Brotstücke unter die Kleidung. Ein paar Soldaten, unter ihnen auch unser langer Koch, hatten die Szene beobachtet, sagten aber nichts darauf.

Am nächsten Morgen hatte sich die Geschichte bereits unter den Gefangenen herumgesprochen, der Reihe nach strichen sie an der Brotkiste vorbei und griffen sich ihren Teil heraus, die Kiste wurde rasch leer. „Den armen Schweinen geht es genau so dreckig wie uns.“ Mit diesen Worten erschien abends Hein bei uns, mit zwei „Kommissbroten“ unterm Arm. Die schnitt er in handliche Stücke und tat sie in die Brotkiste, keiner von begriff damals, dass

der Koch dabei Kopf und Kragen riskierte. . Fast jeden Abend kam Hein mit Brot, ein paar-mal gab er sogar ein Päckchen Zigaretten in die Kiste. Die Russen dankten es ihm auf ihre Art: Bei jeder Gelegenheit klopfen sie Hein auf die Schulter, lachten und sprachen Worte, die keiner von uns verstand.

Zum Schluss noch eine „Russengeschichte,“ die zwar mehr als unwahrscheinlich klingt, die sich aber damals bei uns ereignet hat, ich selber war Zeuge und hebe für den Wahrheitsgehalt meine Hand. Der lange Koch hatte zwei Gehilfinnen an seiner Küche, zwei Russenmädchen mittleren Alters, so genannte „Hiwis“ (Hilfswillige), deren Namen ich nicht mehr weiß. Ich meine, eins von ihnen hieß Maria, bin mir aber nicht sicher. Offiziell waren die Beiden „Feld-küchenhilfen,“ ich denke indessen heute, dass sie eher der „Unterhaltung“ der Schreibstuben-bonzen dienten. Wie sonst wäre das folgende Ereignis erklärbar?

Die beiden Mädchen kampierten hinter einem Deckenvorhang im „Foderjang“ (Fut-tergang = Raum hinter den Futterkrippen) in unserem Stall bei den Soldaten. Über ihnen auf dem „Heustall“ (Heuboden) schliefen die eingangs erwähnten OT-Leute (OT = Organisation Todt), die bei den Soldaten absolut nicht in gutem Ruf standen und oft zu Streitigkeiten An-lasse gaben. Zweien dieser Leute war eines Nachts das Aufstehen zwecks Erledigung einer kleinen körperlichen Notdurft offensichtlich zu umständlich. Es „regnete“ plötzlich durch die Balkendecke genau auf die beiden Russenmädchen herab. Die erhoben am nächsten Morgen im Hof draußen ein gewaltiges Geschrei mit dem Resultat, dass der „Herr Oberfeld“ die OT-Mannschaft antreten ließ, von der nächtlichen „Sauerei“ berichtete und forderte, dass der Verursacher vortreten sollte. Zwei Männer traten aus der Reihe heraus, die beiden Russinnen stürzten auf sie zu, schrien unverständliches Zeug in ihrer Sprache und schlugen die beiden Sünder mehrfach heftig ins Gesicht. Die Männer wagten keine Gegenwehr.

Was letztendlich aus der Geschichte geworden ist, weiß ich natürlich nicht. Tatsache ist, dass bei der „Strafprozedur“ die gesamte OT-Mannschaft und auch eine Vielzahl deut-scher Soldaten zuschauten und nichts dagegen unternahmen, dass zwei Deutsche von zwei Russinnen gezüchtigt wurden. Immerhin: Sie hatten ihre Strafe ja auch verdient.